

Seit der Steinzeit jagen Menschen Tiere. Der erste Beleg dafür sind die Schöninger Speere (Kat. 2). Bereits seit den frühen Kulturen in Ägypten, Mesopotamien, Persien, im antiken Griechenland und dem Römischen Reich diente die Jagd nicht mehr allein dem Nahrungserwerb, der das Überleben sicherte. Als Ausdruck von Macht der gesellschaftlichen Eliten stand sie zunehmend in der Kritik. Die Parforcejagd (Kat. 9) des 17./18. Jahrhunderts, in der das Wild „aus Spaß“ bis in den Tod gejagt wurde, gilt gar als „ethischer Kollaps“. An der Geschichte der Jagd lässt sich auch erkennen, dass es keinen menschlichen Instinkt zur Nachhaltigkeit gibt. Immer wieder kam es zur Zurückdrängung oder Ausrottung ganzer Arten. Die exzessive Jagd erforderte Maßnahmen zur Regulierung des Wildbestands.

JAGD



1 UNIVERSALGERÄT DER ALTSTEINZEIT



Den mit Abstand längsten Zeitraum in der Entwicklung der menschlichen Kultur nimmt die Altsteinzeit, das Paläolithikum, ein. In dieser Epoche vollzog sich die Evolution des Menschen, die ihren Anfang in Afrika nahm. Überlebensgrundlage war eine aneignende Wirtschaftsweise, charakterisiert durch Sammeln und Jagen. Die Altsteinzeit begann vor etwa 2,6 Mio. Jahren und endete vor etwa 12.000 Jahren mit dem Ende der letzten Kaltzeit.

1 Faustkeil

140.000–43.000 v. Chr.

Feuerstein

L. 12,5, B. 9,0 cm

GNM, WL1108

Foto: GNM/Georg Janßen

Neben Holz, Geweih und Knochen war in der Altsteinzeit der Stein das dominierende Material für die Herstellung von Werkzeugen. Die ältesten vom Menschen benutzten Steingeräte waren einfache Geröllgeräte mit scharfen Kanten, die durch wenige gezielte Abschläge erzeugt wurden. Daraus entwickelte sich schließlich der Faustkeil mit seiner charakteristischen Form als Leitobjekt der Altsteinzeit. Kennzeichnend ist eine Bearbeitung auf zwei Seiten, weshalb der Faustkeil gelegentlich auch als Zweiseiter oder, wie im Französischen üblich, als Biface bezeichnet wird. Die Basis des Faustkeils ist gerundet, während die gegenüberliegende Seite spitz zugerichtet ist. Dies verleiht den Geräten ein ovales bis birnenförmiges Erscheinungsbild. Häufig verwendete Materialien waren Fels- und Kieselgesteine, gelegentlich begegnen auch Stücke aus Feuerstein und Obsidian. Die unterschiedliche Beschaffenheit der Rohstoffe bedingt ein breit gefächertes Farbspektrum. Während die ältesten Faustkeile häufig sehr groß waren und Längen von 20 bis 25 cm aufweisen, führte ihre lange Entwicklungsgeschichte hin zu deutlich kleineren Formen. Die ältesten klassischen Faustkeile aus Afrika werden auf etwa 1,5 Mio. Jahre datiert; die ältesten mitteleuropäischen Stücke weisen ein Alter von etwa 600.000 Jahren auf.

Der Faustkeil wird mit seiner Eignung zum Schneiden, Schaben, Schlagen und Hacken gerne als das Universalgerät der Altsteinzeit bezeichnet. Die sehr komplexe Fertigungstechnik setzt ein ausgeprägtes abstraktes und vorausplanendes Denken seiner Hersteller voraus. Er ist ein Sinnbild für den Fortschritt durch Technik, der den Menschen noch heute motiviert. ↪ Angelika Hofmann

2 An der Grenze zwischen Niedersachsen und Sachsen-Anhalt nahe dem Ort Schöningen fanden Archäolog*innen im Jahr 1994 bei einer Rettungsgrabung im Vorfeld eines Braunkohletagebaus die weltweit ältesten bisher bekannten Jagdwaffen der Urmenschenspezies *Homo heidelbergensis*. Das Team grub sieben hölzerne Wurfspeere, eine Lanze sowie ein Wurfholz und weitere Artefakte hölzerner Waffen aus. Im Original sind diese außergewöhnlich gut erhaltenen Objekte im Forschungsmuseum Schöningen, dem „Paläon“, am Rande des seit 2016 aufgegebenen Tagebaus zu bestaunen. Neben den Überresten der Waffen lagen tausende von Wildpferd-Knochen, die offenbarten, dass diese Tiere ein beliebtes Jagdwild der damaligen Bewohner*innen waren.

Die Schöninger „Waffensammlung“ ist ein archäologisch äußerst wertvolles Zeugnis. Analysen zu Anfertigung und Verwendung geben Einblicke in die fortgeschrittene Technik und lassen darüber hinaus Rückschlüsse zu auf ein planvolles Handeln, hoch entwickelte Kommunikationsfähigkeiten, komplexes Sozialverhalten und nicht zuletzt präzise Jagdstrategien der Urmenschen, die das Gebiet vor 300.000 Jahren besiedelten. Die Jagd auf Fluchttiere wie Wildpferde erforderte zudem viel Geschick und Erfahrung beim Umgang mit den Waffen. Insoweit veränderten die Schöninger Funde das Verständnis für frühe Menschen der Gattung *Homo*, die dem *Homo sapiens* ähnlicher waren als bislang vermutet. Die meist aus Fichtenholz gefertigten Wurfspeere stehen modernen Wettkampfspeeren Balance und Flugverhalten betreffend kaum nach. Heute geht es, abgesehen von wenigen verbliebenen Jäger-Sammler-Gesellschaften um Weite, sportliche Fähigkeiten und Unterhaltung – damals diente das Speerwerfen dem Nahrungserwerb, war also existenzieller Natur.

Experimentelle Archäolog*innen wie Ulrich Stodiek versuchen nachzuvollziehen, mit welchen Mitteln und Techniken sowie speziellen Werkzeugen unsere Vorfahren den Alltag meisterten. Für die Sonderausstellung *Safari zum Urmenschen*, die 2009 im Senckenberg Naturmuseum Frankfurt gezeigt wurde, fertigte er aus Fichtenholz und mittels einfachen Steinwerkzeugen diese Replik eines Schöninger Wurf-speers an. ↪ Thorolf Müller

Ausst.Kat. Frankfurt a.M. 2009. – Ausst.Kat. Oldenburg 1996.

3 Kraftvolles und gezieltes Werfen ist eine Fähigkeit des aufrecht gehenden Menschen. Die Kombination aus den Hebelverhältnissen von Körper, Schulter, Ellbogen und Arm sowie dem räumlichen Sehen und den anatomischen Verhältnissen der Hände befähigt dazu, entfernte Ziele zu treffen. Distanzwaffen wie Wurfspeere und Speerschleudern erweitern diese körperlichen Fähigkeiten. Speerschleudern sind Waffen, die in der jüngeren Altsteinzeit hauptsächlich zur Jagd eingesetzt wurden. Die Speerschleuder verlängert den Arm der werfenden Person und damit den physikalischen Hebel und infolgedessen den Beschleunigungsweg. Dementsprechend erhöht sich die Abwurfgeschwindigkeit und konsequent die Durchschlagskraft des Speeres.

Im archäologischen Report überliefert sind die sogenannten „Hakenenden“ der Schleudern, also der Teil, an dem der Speer

2 Nachbau eines Wurfspeers des *Homo heidelbergensis* aus Schöningen

Originale aus Niedersachsen
Altsteinzeit, Pleistozän (geol.)
Fichtenholz
L. 220,0 cm
Senckenberg Naturmuseum Frankfurt,
ID-0004241
Foto: Senckenberg/Sven Tränkner

3 Nachbau einer jungpaläolithischen Speerschleuder mit Speer

Originale etwa 18.000–12.000 Jahre v. Chr.
Hasel, Rentiergeweih, Naturkleber,
Sehnen, Leder und Federn
L. 75,0 cm (Schleuder); L. 210,0 cm (Speer)
Senckenberg Naturmuseum Frankfurt,
ID-0004240
Foto: Senckenberg/Sven Tränkner

WELTWEIT ÄLTESTE BISHER
BEKANNTE JAGDWAFFEN DES
HOMO HEIDELBERGENSIS

2



3



4.1



4.2

eingehakt wurde und die Spitzen der Speere selbst. Meist wurden diese aus Stein oder Knochen gefertigt. Zeitlich werden sie der Werkzeug-Kulturstufe des Magdalénien zugerechnet und fallen damit in die junge Altsteinzeit vor etwa 18.000 bis 12.000 Jahren. Die Speerschleuder ist die vermutlich älteste aus zwei Teilen bestehende mechanische „Maschine“, die Menschen der Vergangenheit bauten.

Wurfversuche experimenteller Archäolog*innen mit Speerschleuder-Nachbauten wie diesem hier legen nahe, dass die Jagd mit einer solchen Waffe aus zehn bis etwa dreißig Metern am erfolgreichsten war. Das machte die Jagd sicherer. Mit einer Stoßlanze mussten Jagende gefährlich nahe an die zum Teil wehrhafte aber auch sensible Beute heran. Ein „einfacher“ Wurfspeer vergrößerte den Abstand auf etwa 15 Meter. Erst Pfeil und Bogen erhöhten die Jagd Entfernung auf etwa fünfzig Meter und blieben bis zur Entwicklung der ersten Schusswaffen die vorherrschende Distanzwaffe. → Thorolf Müller

Ausst.Kat. Frankfurt a.M. 2009, S. 78–80. – Ausst.Kat. Oldenburg 1996.

- 4 Menschen sind „Fischbeuter“, und das seit etwa 310 000 Jahren. Erste archäologische Hinweise darauf geben Fischreste, die im Braunkohle-Tagebau bei Schöningen im Landkreis Helmstedt in einem ehemaligen Binnensee gefunden wurden. In der Vor- und Frühgeschichte bildeten sich verschiedene Fischfangmethoden aus: Das Fischen ohne Werkzeuge und allein mit der Hand, die Speerfischerei, die Angelfischerei, die Netzfischerei sowie das Fischen mit Reusen und Fischzäunen. Als typisches Jagdgerät des modernen Menschen, des *Homo sapiens*, entstand die Harpunenspitze am Ende der Altsteinzeit, dem Spätpaläolithikum (ca. 12.500 v. Chr.–9.500 v. Chr.). Sie bestand einst aus einem hölzernen Schaft und der hier noch erhaltenen, locker auf dem Schaft befestigten Spitze aus Rentiergeweih, die zudem über einen Riemen mit dem Jäger verbunden war (Kat. 4.1). Bei der Jagd auf größere Fische und Meeressäuger, wie beispielsweise Robben, löste sich die Spitze vom Schaft. Mehrere einreihige Widerhaken des Projektils stellten sicher, dass die Harpunenspitze im Körper der Beute verblieb. Der Jäger hatte die Beute damit fest am Riemen.

Das Prinzip des Widerhakens findet sich erneut an drei Angelhaken wieder, die Archäologen Mitte des 19. Jahrhunderts im Neuenburgersee (Lac de Neuchâtel) bargen (Kat. 4.2). In den Alpen wurden vom Jungneolithikum bis in die Bronzezeit Pfahlbausiedlungen an Seeufern und Feuchtbodensiedlungen errichtet. Zwar bot die Landwirtschaft die wesentliche Ernährungsbasis, Jagd und Fischfang ergänzten jedoch die Speisekarte – insbesondere während längerer Kälteperioden. Die Technik des Angelhakens ist noch heute bekannt. Nachdem der Fisch den Haken angenommen hat, greift dieser in das Maul des Fisches.

Seit beinahe zwei Jahrzehnten werfen Wissenschaftler nun einen kritischen Blick auf die alte Fangmethode, die kontrovers diskutierte Frage lautet: Empfinden Fische Schmerzen, wenn der Angelhaken ihr Maul durchbohrt? In der jüngeren Forschung werden Fische mittlerweile nicht mehr als reine Reflexmaschinen, sondern zunehmend als kognitive Wesen aufgefasst; auch rücken Fragen nach der Empfin-

4.1

Einreihige Harpune

Fundort: Kruklin-Kanal bei Giżycko
(Ermland-Masuren, Polen)
Um 9.500 v. Chr.
Rentiergeweih
L. 19,0 cm, B. 2,0 cm
GNM, Vak1092/390
Foto: GNM/Georg Janßen

4.2

Drei Angelhaken

Fundort: Neuenburgersee (Schweiz)
Neolithikum
Knochen, geschliffen
L. 9,0–11,0 cm
GNM, Vak2158/210, Vak 2159/211,
Vak 2160/212
Foto: GNM/Georg Janßen

dungsfähigkeit und dem Bewusstsein bei Fischen in den Fokus. 2009 hat das *Journal of the Institute for Laboratory Animal Research* eine Ausgabe der Frage nach Fischschmerz gewidmet. Die Veterinärmedizinerin Lysa Pam Posner schreibt dazu in der Einleitung: „Die Tatsache, dass das *ILAR Journal* sich dazu entschieden hat, eine ganze Ausgabe dem Thema *Schmerz und Leiden bei Fischen* zu widmen, deutet auf eine wachsende Akzeptanz der wissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft, dass die Neuroanatomie und die Verhaltensweisen von Fischen zeigen, dass diese Tiere Schmerz empfinden.“* ↪ Susanne Thürigen

*Übersetzung aus dem Englischen durch S.T.

Sobieraj 2022. – Springer 2015, Kat. 36. – Ausst.Kat. Oldenburg 2012. – Wild 2012, S. 9–14 u. S. 52–54. – Posner 2009, S. 328. – Cziesla/Masojć 2007. – Cziesla 2003, S. 58.

5 Die beiden Ritzzeichnungen zählen zu den ältesten erhaltenen Kunstwerken, die von Menschenhand erschaffen und erhalten geblieben sind. Die Überlieferung solcher Artefakte ist vom glücklichen Zusammenwirken vieler Faktoren wie Formgebung und Widerstandsfähigkeit des Materials, aber auch von Ablageort, Sedimentation und Feuchtigkeit abhängig. Es lässt sich daher nur ein sehr lückenhaftes Bild von der einstigen Herstellung und Verbreitung solcher Kunstobjekte entwerfen. Neben herausragenden Werken wie der vor rund 29.500 Jahren entstandenen Venus von Willendorf oder den gut 10.000 Jahre jüngeren Felsmalereien von Lascaux und Altamira konnten viele kleine Tierskulpturen aus Knochen, aber auch Reste von Malereien und Musikinstrumenten geborgen werden. Zentrale Motive sind die damals wichtigsten Jagdtiere wie Auerochsen, Stiere, Bären, Hirsche, Wildschweine und Wildpferde, die mit Speerschleudern (Kat. 3) gejagt und mit den für diese Zeit charakteristischen Steinwerkzeugen zerlegt wurden. Die Jagd bzw. der Jagdzauber, so wird vermutet,

5

Zwei Schieferplatten mit gravierten Pferdeköpfen

Fundort: Saaleck (Burgenlandkreis/
Sachsen-Anhalt)

Jungpaläolithikum (Magdalénien)

Schiefer, graviert

L. 10,0 cm/19,0 cm

GNM, WL1515

Foto: GNM/Monika Runge



JAGDZAUBER



waren wohl auch der Anlass für die bildlichen Darstellungen, die wahrscheinlich rituelle oder magische Funktionen erfüllten, wie aus Kulturtechniken indigener Völker abgeleitet wurde. Darüber hinaus bezeugen die Artefakte eine enge Verbindung von Mensch und Tier, die weit über die Ausbeutung und Nutzung als natürliche Ressourcen hinausführte.

Als Hauptnahrungsquelle dienten in der späten Eiszeit in Mitteldeutschland die in großen Herden auftretenden Wildpferde und Rentiere, deren jahreszeitliche Wanderschaft auch das Leben der damaligen Jäger bestimmte. Diese nutzten topografische Merkmale wie Abhänge, Geländespornen oder Flussbiegungen, um die Herden zusammenzutreiben und die Tiere vor Ort zu zerlegen und zu verarbeiten. Von solchen Jagd- und Werkplätzen stammen die unter vielen Tierknochen und Jagdwerkzeugen gefundenen beiden Schieferplatten aus Saaleck aus der Magdalénien-Zeit (19.000 – 12.000 v. Chr.). Im dort herrschenden kalten Klima der Trockensteppe ernährten sich die damaligen Menschen außerdem von gesammelten Pflanzen, Schalentieren und Fischfang. ↪ Daniel Hess

Springer 2015, S. 25–34, Kat. Nr. 10. – Grünberg 2004. – Ausst.Kat. Eiszeitkunst 2001. – Terberger 1987, bes. S. 101–103.

6 Seit der Antike war die Jagd als „Vorspiel des Krieges“, „ritterliche Übung“ oder „tapferer Krieg in Friedenszeiten“ häufig mit dem Krieg assoziiert. Und wie im Krieg markieren Trophäen den Sieg über einen Feind. Die Jagd bot dem erfolgreichen Jäger die Möglichkeit, sich als tapferer Krieger und Friedensfürst darzustellen. Als Jagdtrophäe par excellence und größter Triumph über das Tier galt ab 1500 das Geweih. Bereits hundert Jahre später waren fürstliche Geweihsammlungen im deutschsprachigen Raum flächendeckend verbreitet. Grund dafür war keine individuelle Sammelleidenschaft. Zu Beginn der Frühen Neuzeit änderte sich vielmehr das Jagdrecht, das nun auf den Landesherrn beschränkt wurde. Jagdtrophäen verwiesen damit unmittelbar auf den Rang des Landesherrn, der (theoretisch) als einziger jagen durfte. Sie waren ein Mittel zur Durchsetzung des neuen Jagdrechts. Im 17. Jahrhundert wurde ein Verbot zum Waffentragen im Wald eingeführt, für aufgefundene Hirschgeweihe galt eine Abgabepflicht.

Der Hirschkopf mit Geweih eines Vierzehners, ein besonders frühes, um 1600 datiertes Beispiel, zeigt im Wesentlichen die frühneuzeitliche Präsentationspraxis von Hirschgeweihen. Auf eine Karte mit durchbrochenem Bandelwerk ist ein schlanker, farbig gefasster Hirschkopf montiert. Die großen, heraustretenden Augen geben zu verstehen, dass es sich hierbei um ein bereits erlegtes Tier handelt. Doch fehlen Kennzeichen der sich ausbildenden adeligen Erinnerungskultur wie Angaben über den Jagdherrn, sein Wappen, Jahr und Ort des Ereignisses.

Eine ganz besondere Jagd auf den Hirsch zeigt eine Tuchintarsie aus dem 18. Jahrhundert: Im Galopp verfolgt ein Jäger in grünem Rock, gelber Kniehose und schwarzem Hut, begleitet von drei aufgezogenen Hunden, einen äußerst seltenen und dementsprechend kostbaren weißen Hirsch. Ihm werden seit dem Mittelalter übernatürliche, magische Kräfte zugeschrieben. Ihn zu jagen, galt demnach als besondere Herausforderung. Ein erlegter weißer Hirsch war in der Frühen Neuzeit eine Trophäe und durchaus eine Nachricht, etwa in Form einer Flugschrift, wert.

6.1

Hirschkopf mit Geweih eines Vierzehners

Deutsch, um 1600
Hirschgeweih, Holz
H. 80,0 cm, B. 79,5 cm (Geweih)
GNM, W3020
Foto: GNM/Christian Heuer

6.2

Tuchintarsie mit Hirschjagd

18. Jahrhundert
Wolltuch, Intarsientechnik, Stickerei
H. 28,0 cm, B. 61,0 cm
GNM, Gew3731
Foto: GNM/Monika Runge

**JAGD ALS „VORSPIEL
DES KRIEGES“**

Trophäen haben ihre Symbolik bis heute kaum eingebüßt – sei es in der afrikanischen Großwildjagd oder in heimischen Wäldern. Dabei entlarven Jagdtrophäen moderne Narrative der Selbstlosigkeit von Jäger*innen, die behaupten, Tiere töten zu müssen, um die Natur zu schützen (vgl. Kat. 12).

↪ Susanne Thürigen

Leibetseder/Wipfler 2017. – Laß 2016. – Ausst.Kat. Berlin 2009, Kat. D 23 (Jutta Zander-Seidel, Petra Kress). – Kammel 2009b. – Blum 1990.

7



Die Jagd diente schon im Mittelalter nicht allein dem Nahrungserwerb. Sie war Privileg der Herrschenden und somit Ausdruck von Macht. Weithin sichtbar und lautstark durchquerten sie das Jagdgebiet und beanspruchten die Verfügungsgewalt über das Wild. Wie sehr solche Praktiken in der Frühen Neuzeit zur Kommunikation von Gebietsansprüchen genutzt wurden, belegt die aufwendig gestaltete Karte. Gemäß der ausführlichen Inschrift auf der Rückseite

verzeichnet sie die „Wildzirke“, die Jagdreviere um die Nürnberger Pflegämter Lauf, Altdorf, Reicheneck und Haimburg. Die Pflegämter waren Verwaltungssitze, von denen aus die Reichsstadt Nürnberg ihr Territorium kontrollierte. In der Karte waren die vier umliegenden Jagdbezirke mit weißen Linien eingezeichnet, die heute kaum mehr sichtbar sind.

Beim Nürnberger Landgebiet handelte es sich nicht um einen einheitlich regierten und verwalteten Raum. Die Herrschaft über die Hintersassen, die Ausübung der Gerichtsbarkeit, die Nutzung der Rohstoffe oder auch das Jagdrecht wurden von unterschiedlichen Machthabern wahrgenommen. So behielten sich die „territorialen Nachbarn“ Nürnbergs, die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Bayreuth, das hohe Jagdregal und den Wildbann in den Reichswäldern vor, d. h. vor allem die Jagd auf Hirsche und Rehe. Diese komplizierte Gemengelage beförderte nicht nur die Produktion von Prozessakten und künstlerisch anspruchsvollen Karten, die die territorialen Ansprüche der Reichsstadt visualisierten. In der jagdlichen Praxis provozierte die Situation zudem die gesamte Frühe Neuzeit hindurch gezielte Grenzüberschreitungen.

Mitte des 16. Jahrhunderts etwa klagte der Wildmeister von Cadolzburg, Nürnberger Bürger hätten über hundert Hirsche gewildert und damit gegen markgräfliche Hoheitsrechte verstoßen. 1706 entließ Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach (1686–1723) am Rande des nördlichen Sebalder Reichswalds einen gefangenen Hirsch und hetzte ihn über die Grenze, obwohl ihm nur im südlichen Lorenzer Reichswald die Jagdhoheit zustand. 1717 jagte Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth (1678–1726), begleitet von vierhundert Bewaffneten, zahlreiche zuvor gefangene Hasen auf Nürnberger Gebiet. Derartige Aktionen dienten der vorsätzlichen Verletzung territorialer Grenzziehungen – immer wieder kam es dabei zu Toten. Die Tiere indes degradierte man zu bloßen Instrumenten der Machtausübung. ↪ Benno Baumbauer

Eser 2014, S. 83–84. – Schiermeier 2006, S. 64–65. – Schnellbögl 1970, S. 224. – Schnellbögl 1966, S. 58–59. – Müller 1907, S. 46, Nr. 54.

7

Wildbezirke um die Nürnberger Pflegämter Lauf, Altdorf, Schloss Reicheneck und Schloss Haimburg

Michael Graff nach Entwurf von Erhard Etzlaub
Nürnberg, 1519, wohl nach Vorlage von 1516
Deckfarben auf Pergament, aus fünf Teilen
zusammengesetzt
H. 93,5 cm, B. 84,6 cm
GNM, La 1217, Kapsel 1056d
Foto: GNM/Georg Janßen





- 8 Zwei Tafeln aus einer Folge von Bildern des Landlebens des Landshuter Hofmalers Hans Wertinger (um 1465/70–1533) zeigen, dass die Jagd essenzieller Bestandteil des höfischen Lebens der Frühen Neuzeit war. In einer winterlich verschneiten Gegend treiben Jäger Füchse in ein Netz, am Waldrand geraten mehrere Hirsche durch Jäger in Bedrängnis, die mit der Armbrust auf sie zielen (Kat. 8.1). Ein Holzfäller am linken vorderen Bildrand geht von dem Treiben unbeeindruckt seiner Arbeit nach. Das andere Gemälde hingegen thematisiert den Herbst mit typischen Aktivitäten des Badens, des Schlachtens – und auch der Jagd (Kat. 8.2). Auch hier wird das Wild von Jägern mit Hunden auf eine mit Netzen umstellte Fläche getrieben und schließlich erlegt. Es handelt sich um eine eingestellte Jagd, die umfangreiche Planung erforderte. Die Stelljagd begann mit der Bestätigungsjagd, in der das Jagdpersonal das Wild aufspürte und zusammentrieb. Unterstützt wurde das Unterfangen von zahlreichen Bauern, die dazu gezwungen waren, diese Jagdfroh abzuleisten. Die Vorberei-

Monatsbilder

Hans Wertinger
Landshut, um 1516/25
Malerei auf Erlenholz

8.1 Fuchs- und Hirschjagd im Winter

H. 23,8 cm, B. 39,3 cm
GNM, Gm316
Foto: GNM/Georg Janßen

8.2 Badehaus mit Schlachtszene

H. 23,0 cm, B. 40,4 cm
GNM, Gm2300
Foto: GNM/Monika Runge



tungen gipfelten in der Hauptjagd: Das Wild wurde in die letzte umstellte Kammer getrieben und dort geschossen. Ein weiterer Höhepunkt für die Jäger war die Aufreihung des getöteten Wilds zu einer „Strecke“. Während das hier zusammengetriebene Wild überschaubar ist – mehrere Hunde treiben einen Hasen ins Netz, während ein Jagdhelfer das Netz schließt –, nahmen solche Strecken der landesherrlichen Jagd im 18. bis 19. Jahrhundert immer größere Ausmaße an.

Im Mittelgrund werden einige Rinder an zwei Männer verkauft, die wahrscheinlich dem Schlachter am vorderen Bildrand zugeführt werden. Ein edel gekleideter Mann, wohl der Auftraggeber der Tafel, wohnt dem Geschehen bei und deutet auf den Vorgang.

Beide Tafeln thematisieren das Privileg der landesherrlichen Jagd und den Reichtum an Wild und Zuchtvieh, weitere Tafeln der Folge zeigen eine Falkenjagd, die Jagd auf Wildschwein und Hirsch, ein Kirchweihfest und ein Wildbad in freier Natur. Sie verbinden die Darstellungen



REICHTUM DER KULTUR-
LANDSCHAFTEN

malerischer Landschaftspanoramen mit Hügeln und Wäldern, Flüssen, Wiesen und Gebäuden, die dem Betrachter die Schönheit und den Reichtum der Kulturlandschaften vor Augen führen sollen. Voraussetzung für die prosperierenden Landschaften, so könnte der edle Herr im Pelz gedeutet werden, ist dabei das gute Regiment des Landesherrn. ↪ Susanne Thürigen

Kat. Nürnberg 2010, S. 51, 220, 418, Abb. 446. – Ausst.Kat. Regensburg 2009, S. 247–252, Kat. 6.8 –6.10 (Daniel Hess). – Hess/Mack/Küfner 2008, Abb. 25. – Erwerbsbericht GNM 2004, S. 181–182 (Daniel Hess). – Kat. Nürnberg 1997, S. 549–550 (Kurt Löcher).

- 9 Der Fleischer tötet Tiere zum Nutzen der Gesellschaft, der Jäger aber zum Vergnügen – „und das ist abscheulich“ (zit. nach Kretlow 2015, S. 8). Das Zitat wird dem preußischen König Friedrich II. (1712–1786) zugeschrieben und bringt die Transformation der Jagd der Frühen Neuzeit auf den Punkt: Im 18. Jahrhundert war sie keineswegs mehr eine notwendige Tätigkeit zur Sicherung des Überlebens, sie war ein Mittel der Macht, mit dem Herrscher ihre Landeshoheit demonstrierten (Kat. 8), und nahm darüber hinaus zunehmend Züge eines sportiven Zeitvertreibs an. Bestes Beispiel für diese Prozesse ist die sogenannte Parforcejagd, eine Form der Hetzjagd zu Pferd mit einer Hundemeute auf ein ausgewähltes Tier, die im 17. Jahrhundert am Versailler Hof in Frankreich entwickelt wurde (*vénérie, chasse à courre*). Ein Gemälde des Hofmalers Georg Adam Eger (1727–1808) zeigt die Parforcejagd des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt (1691–1768) vor dem Jagdpavillon Dianaburg, von dem aus die Hofgesellschaft dem Spektakel beiwohnt. Die Jagdgesellschaft hin-



gegen verfolgt den fliehenden Hirsch. Während die Piqueure mit der Meute vorseilen, folgt der Jagdherr, Landgraf Ludwig VIII. auf weißem Pferd, mit etwas Abstand. Eger gibt eine Vorstellung von dem akustischen Erlebnis einer solchen Jagd: So bläst der Reiter an der Seite des Landgrafen gerade ein Signal auf dem Parforcehorn (Kat. 9.2), während mehrere Piqueure die Hundemeute mit hellem Peitschenklang (Kat. 9.3) dirigieren. Der Hirsch wurde solange verfolgt, bis er vor Erschöpfung aufgeben musste. Nun übernahm der Jagdherr die Führung, der dem Tier mit einem Hirsch-

9.1

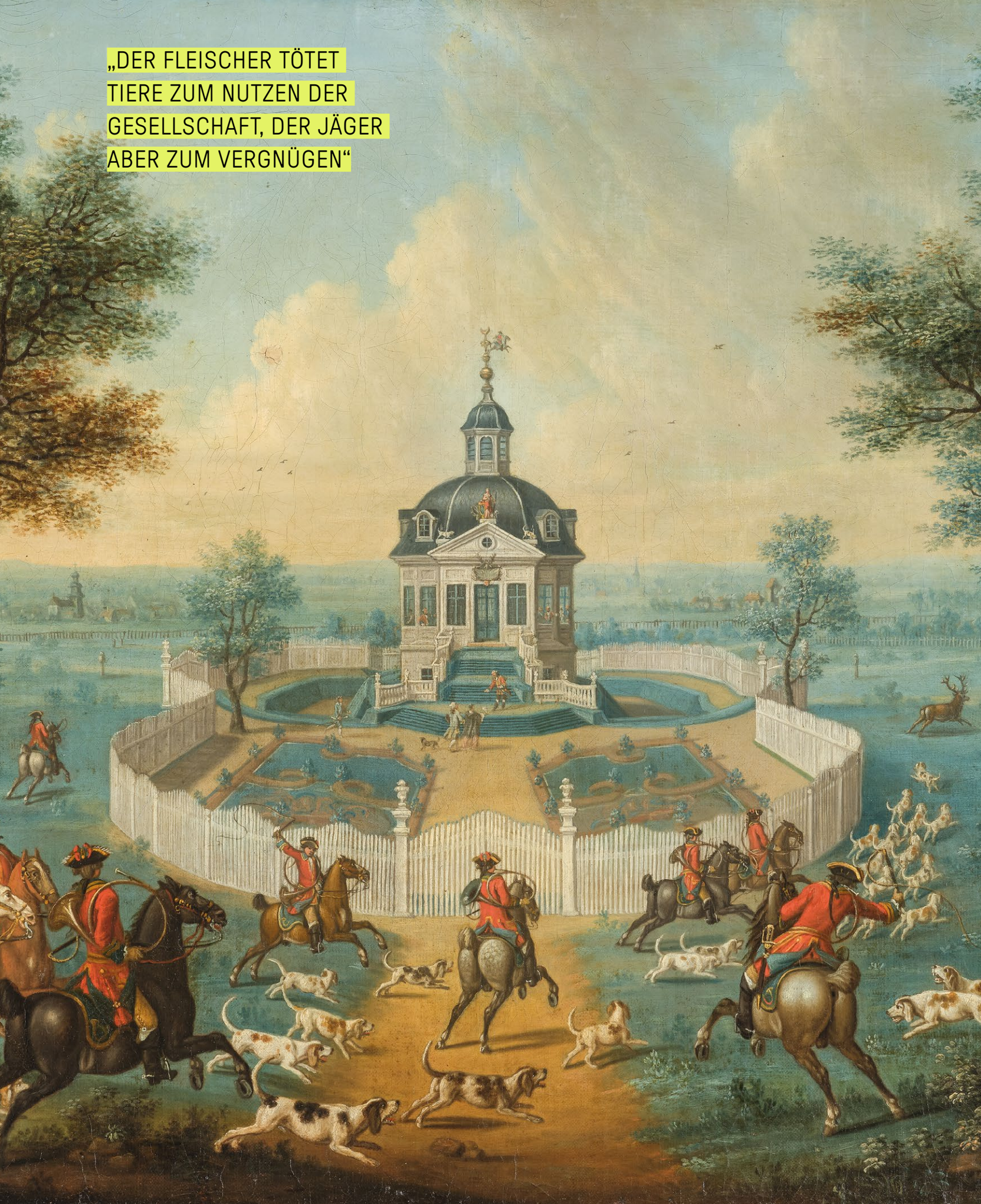
Jagdpavillon Dianaburg mit Parforcejagd Ludwigs VIII. von Hessen-Darmstadt

Georg Adam Eger
Darmstadt, nach 1765
Öl auf Leinwand
H. 81,0, B. 104,0 cm
GNM, Gm1303
Foto: GNM/Georg Janßen

fänger, einer dolchartigen Stichwaffe (Kat. 9.4), den Todesstoß gab. Als Trophäe erhielt er den rechten Vorderlauf des Tieres, oft bekamen die Hunde das gesamte Fleisch, da das mit Adrenalin aufgepumpte Tier kaum genießbar war. Eine besonders grauenvolle Variante der Hetzjagd war das sogenannte Bilbaudieren, bei dem der Hirsch zuerst angeschossen wurde, um dann die Hunde auf dessen Blutfährte zu hetzen.

Der Aufwand einer Parforcejagd lässt sich an dem Gemälde Egers nur erahnen. Das betrifft zum einen das Jagdpersonal, das im Hintergrund wirkte und den Großteil der Arbeit übernahm. Zum anderen wurden ganze Wälder eigens für die Parforcejagd gestaltet. Die Bühne der herrschaftlichen Jagd sollte aus lichten Wäldern ohne viele Hindernisse für die Pferde bestehen. Sternförmig in den Forst geschlagene Schneisen machten die Jagd für die höfische Gesellschaft erlebbar, die das Spektakel aus Jagdschlössern und -pavillons mitverfolgte.

„DER FLEISCHER TÖTET
TIERE ZUM NUTZEN DER
GESELLSCHAFT, DER JÄGER
ABER ZUM VERGNÜGEN“



DER AUFWAND EINER
PARFORCEJAGD



9.2



9.3



9.5



9.4



9.6

Jagdtasche (Kat. 9.5) und Tasse (Kat. 9.6) verweisen auf die umfangreiche Objektkultur, die im Zusammenhang mit der fürstlichen Jagd entstand.

Aus Kostengründen war die Parforcejagd 1709 unter Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt (1667–1739) schon einmal eingestellt worden, bevor Ludwig VIII. sie 1750 wieder aufnahm. Die höchsten Kosten dieses aristokratischen Vergnügens, die in der Gesamtrechnung jedoch kaum veranschlagt waren, trugen die Untertanen, die unter dem Stichwort der Jagdfron zur Vorbereitung verpflichtet wurden. Und so war die Parforcejagdmode von Beginn an von kritischen Stimmen begleitet. Beklagt wurden unter anderem Verluste für die Landwirtschaft. Ob Rot- und Schwarzwild, Hunde oder Pferde: Sie alle überquerten und ruinierten frisch eingesäte oder kurz vor der Ernte stehende Felder. Auch in den Wäldern wurden Wild- und Jagdschäden verzeichnet. Die Hetzjagd wurde im 18. Jahrhundert zudem bereits unter tierethischen Gesichtspunkten bewertet. In der *Klage des parforcegejagten Hirschen*, 1777 verfasst von Matthias Claudius (1740–1815), beschwert sich das Tier keineswegs über den Umstand, vom Menschen getötet zu werden, sondern über die Methode selbst: „Lassen Sie mich lieber totschießen, so bin ich kurz und gut davon“. Dass auch Tiere empfinden können und den Anspruch auf ein artgerechtes Leben und einen würdigen Tod haben, wird seit dem 19. Jahrhundert zunehmend diskutiert. → Susanne Thürigen

Ausst.Kat. Lemgo 2021. – Ausst.Kat. Eichenzell/Kranichstein/Wiesbaden 2017. – Kretlow 2015. – Rösener 2004. – Claudius 1777/1975.



9.6

9.2

Horn für die Parforcejagd

Hieronymus Heinrich Franck
Hildburghausen, 1716
Messing
Dm. 61,0 cm
GNM, W3013
Foto: GNM/Monika Runge

9.3

Parforcejagdpeitsche

18./19. Jahrhundert
Schwarzdornholz, Schweineleder
L. 209,0 cm
GNM, W2557
Foto: GNM/Monika Runge

9.4

Hirschfänger mit Besteckscheide

Monogramme „CA“ und „IK“
1. Hälfte 17. Jahrhundert
Stahl, Elfenbein, Leder, Silber
L. 72,0 cm
GNM, W2983
Foto: GNM/Monika Runge

9.5

Jagdtasche

1. Hälfte 17. Jahrhundert
Leder, Samt, Gold- und Seidenfäden, Stahl- und vergoldete Messingperlen, Messing
H. 25,0 cm, B. 22,0 cm
GNM, W3188
Foto: GNM/Monika Runge

9.6

Tasse mit Untertasse

Porzellanmanufaktur Meissen
Meißen, 1730/35
Porzellan, farbig bemalt, vergoldet
H. 4,7 cm, Dm. 7,4 cm (Tasse); H. 2,7 cm, Dm. 11,9 cm (Unterteller)
GNM, LGA9744/1-2
Foto: GNM/Monika Runge

10 Bereits in Xenophons (430/425 v. Chr.–354 v. Chr.) Abhandlung zur Jagd *Kynegetikos* werden Hunde als unentbehrliche Helfer der antik-griechischen Jäger beschrieben. Zu Jagdhunden gezüchtet und ausgebildet, waren sie auf verschiedene Jagdformen und unterschiedliches Wild spezialisiert. Schwere doggenähnliche („englische“) Hunde wurden auf Bären oder Hirsche gehetzt. Stöberhunde wie der Spaniel spürten Wild auf, schnelle Windhunde jagten Hasen und Dachshunde („Dackel“) wühlten sich durch die Erdbauten der Dachse – um nur einige der zahlreichen Spezialisierungen zu nennen. Die Bedeutung der Hunde spiegelte sich im Aufwand individuell gefertigter, kostbarer Halsbänder. Bereits in Darstellungen auf mittelalterlichen Olifanten, Jagdhörnern aus Elfenbein, lassen sich edelsteinbesetzte Halsbänder für Jagdhunde erkennen. Auch in der Frühen Neuzeit scheuten Jagdherren keine Kosten. Erhalten sind Halsbänder aus Gold, Silber, wertvollem Textil sowie vergoldete Messinghalsbänder wie das hier ausgestellte Exemplar aus dem Besitz der Familie Kress von Kressenstein aus dem 18. Jahrhundert.

Das besondere Verhältnis der Menschen zu Jagdhunden fand auch anderweitig Ausdruck. Die Tiere durften die exklusiven Wohnräume ihrer Jagdherren betreten und wurden in großformatigen Gemälden porträtiert. Immer wieder blickten zeitgenössische Autoren konstant auf diese Umkehr der damaligen Mensch-Tier-Hierarchie. Übertriebene Hundeliebe etablierte sich bereits im Mittelalter als Topos jagdkritischer Geistlicher, die meinten, dass fürstliche Jäger mehr um das Wohl ihrer Hunde besorgt seien als um das Seelenheil ihrer Diener. Mehr noch, die Verletzungen eines Jagdhundes gingen den Herrschenden oft näher als der Tod von Klerikern, sie seien mehr am Gebell ihrer Hunde als am Gesang der Kirche interessiert. Auch wenn Geistliche wie Maximus von Turin (gest. um 420), Jonas von Orléans (um 760–843) oder Nigellus de Longchamp (um 1130–um 1200) die Kritik für ihre eigene Agenda nutzten, ihre Kritik belegt eine zeitgenössische Irritation der Gesellschaft an der Bevorzugung der Hunde. Haltung und Fütterung der Jagdhunde zählte zum Frondienst der Bauern, die auch die Verantwortung für die Gesundheit der kostbaren Hundemeuten übernehmen mussten. Das neue Jagdrecht von 1848/49 beendete Jagdprivilegien und Frondienste, und damit die aufwendige Zucht und Ausbildung von großen Hundemeuten (vgl. Kat. 9). Zahlreiche aus früherer Zeit stammende Hunderrassen gibt es indes bis heute. ↪ Susanne Thürigen

Pisareva 2023. – Deichsel 2021, S. 165. – Rösener 2004.

10

Hundehalsband

18. Jahrhundert

Messing, Leder, Samt

Dm. 14,0 cm, B. 8,0 cm

GNM, W2583

Foto: GNM/Georg Janßen



HUNDELIEBE

11 Die Ausübung der Jagd war lange Zeit ein Privileg des Adels – eingestellte Jagden und Parforcejagden (Kat. 8–9), für die die Bauern eine Jagdfron zu leisten hatten, waren mit großen Wald- und Flurschäden verbunden. Die Jagd als Freizeitvergnügen des Adels hatte zum Ziel, die Macht des Souveräns zu demonstrieren, der über das Land herrschte. Für die vom Adel favorisierten Jagdpraktiken ist die Festschreibung und Produktion von Differenzen charakteristisch: Mensch/Tier, Natur/Kultur, Herrscher/Untertan sind hierarchische Asymmetrien, auf denen die adlige Jagd basierte. Das änderte sich 1848 mit der bürgerlichen Revolution, in deren Folge 1849 in der neuen Verfassung das Jagdregal abgeschafft wurde und das Recht zur Jagd neu geregelt wurde. Jedem Bürger sollte die Ausübung

11

Birkhahnjäger

Wilhelm Leibl und Johann Sperl
1893

Öl auf Leinwand

H. 87,0 cm, B. 117,8 cm

GNM, Gm 1776

Foto: GNM/Jürgen Musolf



der Jagd auf seinem Grundstück gestattet sein. Das neue bürgerliche Jagdverständnis stellte ein Gegenbild zu dem des Adels dar. Der einsame Jäger auf der Pirsch ersetzte das gesellschaftliche Jagdspektakel, Stille und Naturnähe lösten Hörnerschall und Jagdhalle der Gesellschaftsjagden ab.

Wilhelm Leibls (1844–1900) zusammen mit Johann Sperl (1840–1914) gemaltes Werk *Birkhahnjäger* von 1893 gehört zu einer Serie von neun gemeinsam angefertigten Bildern, die immer wieder Selbstbildnisse der beiden Freunde bei der Jagd zum Gegenstand haben. *Birkhahnjäger* zeigt nur Leibl, im dunkelgrünen Lodenmantel mit Hut und

DER EINSAME JÄGER
AUF DER PIRSCH

Pfeife, die Büchse horizontal lässig in der linken Hand, wie er vertieft in die Landschaft schaut. Sein Hühnerhund Perdrix, der neben ihm bei Fuß sitzt, blickt aufmerksam zu ihm auf. Farblich verschmelzen beide mit der Moor-Landschaft, was ihr immersives Eintauchen in die sie umgebende Natur, das Eins-Werden mit ihr, künstlerisch unterstreicht. Insofern werden die Betrachter*innen des Gemäldes an bukolische Traditionen erinnert, in denen der kontemplative Jagende einen privilegierten Zugang zur Natur besitzt. Die damit einhergehende zivilisationskritische Dimension liegt bei Leibl nahe, der immer wieder aus dem großstädtischen München ins ländliche Oberbayern floh, wo er schließlich im Voralpenland sesshaft wurde und eine einfache Lebensweise verfolgte, die er nicht zuletzt in der „bäuerlichen Jagd“ mit ihrer tiefen Naturerfahrung fand. Das Bild strahlt eine ruhige Besonnenheit aus, es veranschaulicht die Entwicklung der beiden Künstler hin zum „aktionsarmen Erscheinungsbild des in sich ruhenden, in seinen Lebensraum eingewobenen Menschen“ (Bushart 2002, S. 35).

Die auf Entfremdungserfahrungen basierende „moderne“ Sehnsucht nach dem Erlebnis einer Einheit von Mensch, Tier und Natur mag angesichts des „blutigen Geschäfts“ der Jagd überraschen – sie stellt aber eine Form narrativer Identitätskonstruktion von Freizeit-Jäger*innen bis in die heutige Zeit dar (Kat. 12). ↪ Alexandra Böhm

Steen 2020. – Suter 2015. – Bushart 2002. – Muther 1914. – Mayr 1907.

12.1

Jagd. Unsere Versöhnung mit der Natur

Antje Joel
Rowohlt Verlag
Reinbek bei Hamburg, 2018
Buch, 266 S.
H. 21,0 cm, B. 13,6 cm, T. 2,1 cm
GNM, ohne Inv.
Foto: GNM/Scan

12.2

Beute. Mein Jahr auf der Jagd

Pauline de Bok
Aus dem Niederländischen von Gregor Seferens
Verlag C. H. Beck
München, 2018 (Originalausg. Amsterdam, 2016)
Buch, 272 S.
H. 22,3 cm, B. 14,1 cm, T. 2,5 cm
GNM, ohne Inv.
Foto: GNM/Scan

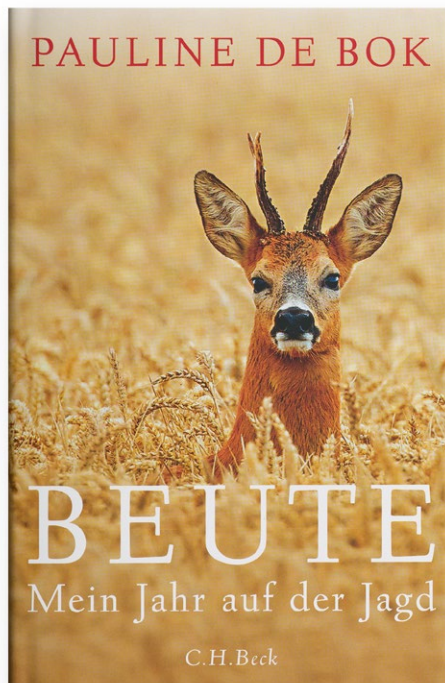
12.3

Wildwechsel. Wie ein Rehkitz eine Jägerin mitten ins Herz trifft

Susa Bobke mit Shirley Michaela Seul
Wilhelm Goldmann Verlag
München, 2018
Buch, 320 S.
H. 22,0 cm, B. 14,0 cm, T. 5,0 cm
GNM, ohne Inv.
Foto: GNM/Scan



„ABER MIT DER VERANTWORTUNG
UND DER SCHULD MUSS JEDER FÜR
SICH ALLEIN ZURECHTKOMMEN.“



Mehr als vier Millionen Tiere sterben jährlich in deutschen Wäldern durch die Jagd. Ihnen stehen rund 436.000 Jäger*innen gegenüber, die ihre Freizeit mit dem Gewehr in der Natur verbringen – und die längst einen Streit zwischen Tierschutzorganisationen und Jagdverband entfacht haben: Ist die Jagd Tierquälerei oder Natur- und Artenschutz? Wird sie aus Spaß oder aus Gründen der Nachhaltigkeit betrieben? Ist sie ein aggressives archaisches Relikt oder Ausdruck einer tiefgreifenden menschlichen Natur? Fest steht, die Jagd war bisher vor allem eine männliche Domäne, in der auch Überlegenheit und Stärke demonstriert werden sollten.

Bücher mit Titeln wie *Jagen, Sex & Tiere essen. Die Lust am Archaischen*, in denen der Autor sich selbst als „werbende[n] Modernhöhlenmensch[en]“ (Asche 2012, S. 54) bezeichnet, zeugen von dieser Attitüde. Mittlerweile aber ist jeder vierte Teilnehmer in Jägerkursen eine Frau, weshalb der Deutsche Jagdverband (DJV) behauptet: „Die Jagd wird weiblicher“ (jagdverband.de). Immer mehr Frauen gehen auf die Jagd – und schreiben darüber. Drei Autobiografien von Jägerinnen geben deshalb Anlass für eine literarische Spurensuche, um das neue Phänomen jagender Frauen besser zu verstehen – mit überraschenden Ergebnissen.

Das Buch *Jagd* von Antje Joel (geb. 1966) kündigt im Untertitel eine „Versöhnung mit der Natur“ an, liest sich aber vor allem als eine Versöhnung mit der Angst vor dem eigenen Tod, die sie ausgerechnet durch das Töten von Tieren besiegen will. Nur am Rande geht es um die Jagdpraxis selbst, dafür gibt sie immer wieder Gründe an, warum es in Ordnung sei, Tiere zu töten: „Das Tier stirbt. So oder so.“ (Joel 2018, S. 45). Und wie Joel schreibt auch Hobby-Jägerin Pauline de Bok (geb. 1956) in *Beute* von sich selbst in der männlichen Form: „ich fühlte mich wie ein richtiger Jäger“ (Bok 2018, S. 44). Eine weibliche Perspektive auf die Jagd soll gerade nicht vermittelt werden. Stattdessen geht es in dem Jahr, das sie auf der Pirsch verbringt, um den Wunsch nach Zugehörigkeit, um das Macht- und Freiheitsgefühl, wenn sie mit ihrem Gewehr in die Landschaft geht. Immer wieder betont sie, dass sie nicht zu sentimental sei, um ein Tier zu schießen, denn ihr Lebensgefährte zweifelt dies an: „Ich will es können, und ich kann es [...]. Peng.“ (Bok 2018, S. 48). Sie will zur Gemeinschaft der männlichen Jäger dazugehören und übernimmt deren Werte: „wir töten aus der Distanz, und viele von uns haben noch eine weitere Leidenschaft: Sie spielen gern das Spiel, wer den größten hat, und erlegen daher die stärksten Tiere, um mit den Geweihen und Gewaffen anzugeben“ (Bok 2018, S. 59).



Joels und de Boks Autobiografien lassen die Jagd deshalb nicht weiblicher oder etwa emotionaler erscheinen, ganz im Gegenteil. Das Töten der Tiere als Ausnahmeereignis wird wichtig, damit die Schriftstellerinnen sich im Erzählen unter anderem ihre Idealvorstellung einer männlichen Identität als Jäger erschreiben und bekräftigen können. Dabei übernehmen sie bewusst die männlichen Codes, Moral- und Herrschaftsvorstellungen.

Ganz anders die Autobiografie *Wildwechsel* von Jägerin und Falknerin Susa Bobke (geb. 1964), die von einem Rehkitz erzählt, das sie rettet und aufzieht. Bobke hat den Jagdschein vor allem wegen der Hege und Pflege von Tieren gemacht. Und so stehen im Fokus ihrer Autobiografie identitäts- und lebensverändernde Erfahrungen mit dem Rehkitz, das sein Leben einzig ihrem Mitgefühl verdankt. Kein Ego-Trip, sondern Verantwortung für die Natur, nicht vom Tod, sondern vom aufregenden Leben mit einem fremden Wesen erzählt die Autorin, wobei sie sich immer wieder empathisch in die Perspektive des Rehkitzes hineinversetzt.

So verschieden die Jägerinnen-Autobiografien auch sind, sie offenbaren, dass es keine männliche oder weibliche Jagd gibt. Stattdessen gehen Menschen mit den unterschiedlichsten, individuellen Motiven zur Jagd. Eines haben sie jedoch gemeinsam: Die Jäger*innen sehen sich gezwungen, das Töten der Tiere zu rechtfertigen. Oder wie Bobke (2018, S. 135) es ausdrückt: „Aber mit der Verantwortung und der Schuld muss jeder für sich allein zurechtkommen.“ ↪ Pamela Steen

Asche 2012.

13

Fischtafel

Johann Melchior Füssli

1709

Öl auf Holz

H. 124,0 cm, B. 240,0 cm

Kunstsammlung Kanton Zürich, 1300_7

Foto: © Kunstsammlung Kanton Zürich

13

Für den Neubau des Zürcher Rathauses schuf der Schweizer Maler Johann Melchior Füssli (1677–1736/38) zwei monumentale Tafeln, auf denen die Schon- und Verkaufszeiten der Fische aus dem Zürichsee und der Limmat verzeichnet sind. Im oberen Teil der gezeigten Tafel sind 30 Fischarten dargestellt, im unteren Teil befindet sich eine auf beide Tafeln verteilte, nach Monaten geordnete Tabelle (Tafel 1: Januar bis Juni; Tafel 2: Juli bis Dezember – hier zu sehen), in der jene Fische erwähnt sind, die wegen Laichzeit nicht gefangen sowie ge- oder verkauft werden dürfen. Zusätzlich werden jene Fische erwähnt, für die keine Sperrzeiten gelten. Den Fischen zugewiesene Nummern verbinden Text und Bild. Ein Notabene merkt an, dass nur Fische mit dem festgesetzten Mindestmaß verkauft werden dürfen. Es handelt sich demnach um eine gemalte Marktordnung.

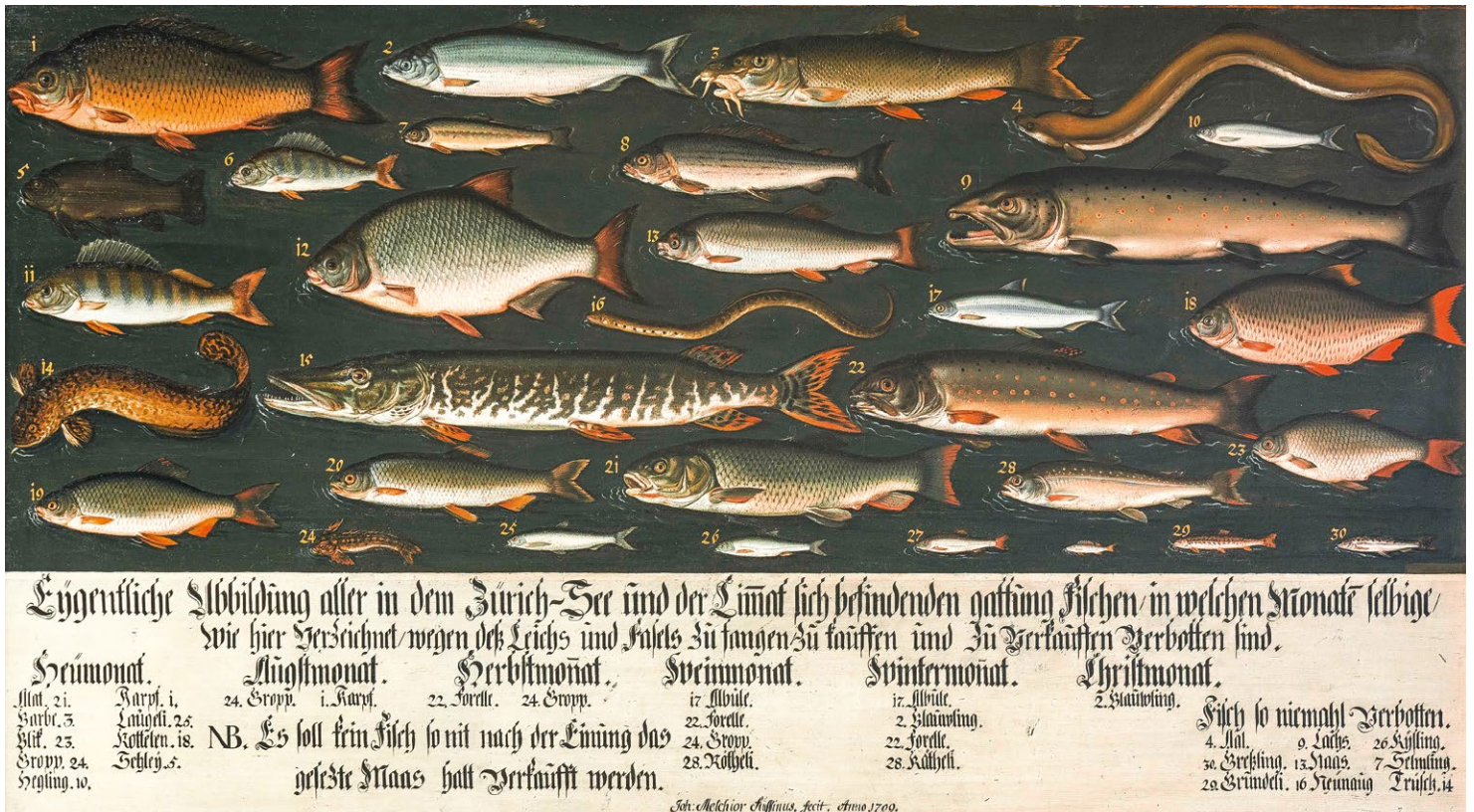
Zürichsee und Limmat waren, neben weiteren Gewässern, eine wichtige Nahrungsgrundlage der Stadt Zürich und der umliegenden Ortschaften. Aus diesem Grund war der Natur- und Artenschutz zum Zeitpunkt der Entstehung der Tafeln schon seit langer Zeit etabliert. Seit der Gründung der „Schiffsleutezunft“, zu der sich Fischer, Schiffer und Seiler 1336 zusammengeschlossen hatten, werden Regeln zu Schon- und Verkaufszeiten greifbar, die durch die Fischbeschau überwacht wurden. Die Mindestmaße der wichtigsten Fische waren auf den sieben Marktständen aufgezeichnet, die auf dem Fischmarkt am Rathaus standen. Verstöße ahndete die Zunft mit Bußgeldern oder gar Berufsverbot.

In dieser Phase der genossenschaftlichen Organisation unter staatlicher Aufsicht wurden alle Kriterien erfüllt, die die

US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom (1933–2012) als Erfolgsfaktoren für die kollektive Bewirtschaftung von Gemeingütern identifiziert hat: Die Allmendewirtschaft der Zürichseefischer war auf einen Kreis Nutzungsberechtigter begrenzt, es konnten lokale Besonderheiten berücksichtigt werden, und alle Akteure verfügten über Partizipationsmöglichkeiten, Verteilmechanismen und Sanktionsmaßnahmen. Aus der Balance geriet das System seit dem 16. Jahrhundert, als die Stadtregierung die Kontrolle der Fischerei sukzessive an sich zog. In die Entstehungszeit der Tafeln fällt der Höhepunkt und Abschluss dieses Prozesses. 1710 erließ der Stadtrat erstmals eine „hochobrigkeitliche Fischer-Ordnung“, die ohne Einfluss der Zürichseefischer verfasst wurde. Diese hatten nun jährlich im Zürcher Rathaus zu erscheinen – und nicht mehr auf den ihnen eigenen „Fischermaien“ –, wo ihnen die Ordnung vorgelesen wurde. Im 18. Jahrhundert reduzierte der Stadtrat das Regelwerk, woraufhin der Fischreichtum rapide schwand. ↪ Susanne Thürigen

Hugener/Schaffner 2023, S. 82. – Kunstdenkmäler Kanton Zürich 1999, S. 345. – Amacher 1996, S. 164. – Ostrom 2015.

„ES SOLL KEIN FISCH SO NIT NACH DER EINUNG DAS GESETZTE MAAS HATT VERKAUFFT WERDEN.“



MENSCHLICHER TRIUMPH ÜBER DIE NATUR

14

Walfang

Malerei anonym

Um 1650

Öl auf Walschulterblatt

H. 120,0 cm, B. 118,0 cm

GNM, Gm2362, Dauerleihgabe der

Zoologischen Sammlung der

FAU Erlangen

Foto: GNM/Georg Janßen



14 Auf dem Walschulterblatt ist die sogenannte Baienfischerei als vorherrschende Walfangpraxis der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dargestellt. Sie fand im arktischen Ozean statt. Die Walfänger fuhren mit Schiffen zu den küstennahen Walpopulationen in den Buchten Spitzbergens. Gefangen und getötet wurden die Tiere aus nächster Nähe mit Ruderbooten, Harpunen (Kat. 4) und Lanzen. Die Kadaver wurden dann an Land geschleppt und dort ausgeschlachtet. Aus dem Walfett, dem Tran, gewann man Lampenöl, Seife oder Speisefette, die Barten wurden als Fischbeinstäbe (vgl. Kat. 47) zum Beispiel in Korsetts eingearbeitet.

Der Walfang versinnbildlichte den ungleichen Kampf des sich klein und nichtig vorkommenden Menschen gegen die übermächtig erscheinende Natur, der nur durch Intelligenz gewonnen werden konnte. Die gefährliche Jagd auf die kolossalen Meeresungeheuer, die immer wieder auch menschliche Todesopfer forderte, bot reichlich Stoff für Reiseberichte, Seemannsgarn und bildliche Darstellungen. Die hier gezeigte Szene ist auf das linke Schulterblatt eines Grönlandwals gemalt – ein Gestus, der als Ausdruck menschlichen Triumphs über die Natur gelesen werden kann. Der kuriose Bildträger steigert die Faszination des Sujets und vermittelt den Betrachter*innen gleichzeitig einen Eindruck von der Größe des Tieres. Aus dem 17. Jahrhundert sind nur drei bemalte Walschulterblätter erhalten. Bei diesem Exemplar handelt es sich um ein Kunstammerstück, das ursprünglich aus der Kunst- und Rüstkammer des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach (1654–1686) stammt.

Durch die im Bild sichtbare intensive Bejagung wurden die Walbestände in den Buchten Spitzbergens so sehr dezimiert, dass sich die Baienfischerei bereits ab 1650 nicht mehr lohnte und von der noch gefährlicheren Eisfischerei abgelöst wurde. Die Wale wurden nun auf hoher See getötet und direkt im Wasser abgespeckt. Der industrialisierte Walfang des 19. und 20. Jahrhunderts brachte schließlich die meisten Walarten an den Rand des Aussterbens. Schwindende Walpopulationen, eine stetig sinkende Nachfrage nach Walfleisch und Tran und internationale Artenschutzabkommen haben den Walfang heute weitgehend zum Erliegen gebracht. Wo er noch praktiziert wird, gehört er zu den umstrittensten Jagdpraktiken überhaupt. ↪ Verena Suchy

Schürer 2010, S. 267–268 u. Kat. 426. – Szabo 2008. – Ausst.Kat. Oldenburg 2006. – Münzing 1987.